

Ein ungebetener Gast

Die Gaststätte ist voll. Das ganze Dorf scheint sich heute in der Dorfkneipe ein Stelldichein zu geben. Vom Schmied bis zum Pferdeknecht, alle sind sie da und genehmigen sich einen wohlverdienten Happen Brot und einen Humpen dünnes Bier nach einem anstrengenden Arbeitstag auf dem Feld, an der Esse oder im Stall. Sogar ein feiner Herr scheint im Wirtshaus abgestiegen zu sein und rümpft ob der ihn anwidernden Zustände die Nase, ist jedoch froh, die Nacht nicht auf der Straße verbringen zu müssen. Süßlicher Schweißgeruch hängt in der Luft. Das Brodem scheint überall zu sein. Der Muffigkeit ist nicht zu entkommen. Den Menschen ist's nur recht, so bleibt's wenigstens warm. Draußen grollt der Donner, es zucken Blitze vom Himmel. Unwirtlich peitscht der Regen an die blinden Fenster. Da schlägt die Türe auf und die Silhouette eines gekrümmten Menschleins wird sichtbar. Niemand scheint Notiz von ihm zu nehmen, denn einer mehr in der Schenke, noch dazu ein kleiner, fällt niemandem auf. In aller Ruhe fängt das Männlein an, an seinem Ledersack herumzufingern und kramt eine Laute hervor. Mit seinem gebückten Körper kämpft es sich durch die Wirtsstube und beginnt auf seiner Laute zu zupfen. Anfangs zollt ihm niemand Aufmerksamkeit; alle sind sie zu sehr mit sich, den Würfeln, ihrem Humpen oder der Schankmagd beschäftigt. Der soeben Hereingekommene wäre wohl unbemerkt und unbeachtet geblieben, hätte er seine Stimme nicht erhoben. Mit seiner glockenhellen, jedoch kräftigen Stimme beginnt er begleitet von seiner Laute zu sprechen und zu singen. Sein glockenheller Gesang scheint nicht zu seiner gekrümmten, zerlumpten Gestalt zu passen – und tut es doch:

*Mit mühsamer Hand der Bauer den Acker pflegt,
der feine Herr dafür nur Abscheu hegt.
In stoischer Genügsamkeit der Bauer stets den Zehnten gibt,
im Gegenzug stets vom Lehnsherrn bekriegt.
Wird der Landmann ergeben im Frondienst verheizt,
der Gutsherr währenddessen dessen Gattin die Beine spreizt.
Und wenn der arme Mann einmal am Markt was mitgehen lasst,
so droht ihm mehr als nur der Knast.*

Es wird schlagartig still. Solch eine wohlklingende Stimme haben die Dorfbewohner noch nie vernommen. Ein Engel scheint ihnen erschienen zu sein. Und was für einer: einer, der sie bemitleidet; einer, der ihnen Anerkennung für ihre harte Arbeit zollt; einer, der endlich ausspricht, was sie sich doch alle insgeheim denken. Ihre Liebesbekundungen zu ihm äußern sich in zustimmendem Gemurmel. Inzwischen hat auch der Henker, geächtet einzeln in einer Ecke sitzend, seinen Bierkrug sinken lassen und glotzt verwundert in Richtung des unerwarteten Gastes. Auch die Schankmagd springt gespreizten Schrittes vom Schoß des Pferdeknechts und hängt nun an des Barden Lippen. Nun gehört dem ungebetenen Gast alle Aufmerksamkeit. Unbeirrt fährt er fort und stimmt die zweite Strophe an:

*Während des Adligen Wein noch gärt,
er bereits des Kelterers letzte Mahlzeit verzehrt.
Der feine Herr darf jagen aus reinem Vergnügen,
der Bauer jedoch nicht einmal über sein eigenes Vieh verfügen.
Feine Abendgesellschaften grassieren auf der Burg wie die Seuche,
des Landmanns einzige Gesellschaft ist eine Vogelscheuche.
Zur Hochzeit in frecher Manier der Ritterssohn des Bauern Tochter betört,
doch Wehe ihm, so er sich darüber beim Adligen empört.*

„Er hat Recht! Er hat Recht!“, skandieren der Schmied, der Gerber und der Kürschner sowie der Kesselflicker, der Schlosser und auch die Hure, der Totengräber, des Weiteren der Müller, nicht zu vergessen der Kammacher, der Gürtler und schließlich der Schneider, der Knopfmacher, der Seiler. Alle jubeln sie ihm zu.

Und so hat der Barde, kurz zuvor erst hereingeschneit, bereits für gewaltigen Aufruhr gesorgt. Doch seine Darbietung ist noch nicht zu Ende. Scheinbar unbeeindruckt von der brodelnden Stimmung um ihn herum klimpert er auf seiner Laute und scheint das Bad in der Menge zu genießen, welche ihm ganz Ohr ist.

Hat sich das Publikum vorher noch an dem ihm dargebrachten Mitleid gelabt und in der Anerkennung seines Siechtums geschwelgt, so entbrennt nun in ihm der Zorn auf den dekadenten Adel, der die Früchte ihrer Arbeit zwar nicht erntet, dafür jedoch verspeist. Vereinzelte goutierende Zwischenrufe schwellen zu einem Kanon breiter Zustimmung an. Der einzige, der nicht einstimmt, ist der fein gekleidete Herr, der sich nun von seinem Platz erhebt und mit befehlsgewohnter Stimme zu näseln beginnt:

„Er wagt zu agitieren, dem Demagogen wird's noch leidtun.“

Der Musikant weiß den drohenden Tonfall zu überhören. Zornesröte treibt dem feinen Herr ins Gesicht, ist er doch keinen Widerspruch gewöhnt. Umso mehr grämt er sich ob der Unbeirrtheit, mit der der Barde fortfährt. Denn abermals erhebt dieser seine glockenhelle Stimme:

*Wer schwingt sich auf, euch zu knechten?
Ist es nicht längst schon Zeit, althergebrachte Ordnung anzufechten?
Hat dein Nachbar mehr als du selbst,
so änder's, damit dir dein Leben nicht vergällt.
Und kommt er deinem Rat nicht bei,
sei es dir einerlei,
denn dann erkämpf dir sein Gut
mit deinem Blut!*

Die Menge tobt, es scheint, als ob dieser Vagabund ihnen die Lösungen für ihre kümmerlichen Existenzen bringe. Dem grässlichen Alltag entkommen, nicht mehr länger ein kümmerliches Dasein fristen; wie süß klingt das in den Ohren der Geknechteten. Kampfesgeist erfüllt die Männer und Frauen. Nicht nur ihren Stolz, sondern ihre Leben wollen sie zurückerobern. Der Schmied ergreift das Wort: „Fangen wir noch heute an, denn ansonsten werden wir morgen immer noch das tun, was wir gestern getan haben.“ Seine stählernen Arbeiterhände zu Fäusten geballt in die Luft streckend untermauert er ihre Forderung nach Freiheit.

In der Schenke ist eine Revolution im Begriff auszubrechen. Doch bevor sie ausbricht, hat sich der feine Herr wieder gefangen und brüllt mit autoritärer Stimme, die keinen Widerspruch duldet: „Die Götter haben dem einfachen Volk seinen Platz zugewiesen, wie sie es auch für den Adel getan haben. Waget nicht, göttlich Gegebenes in Frage zu stellen!“

So schnell der Revolutionsgeist die Zuhörer erfasst hat, so schnell beginnt er sie auch wieder zu verlassen. Da fasst sich der Henker ein Herz, zückt sein Handbeil und wirft es auf die nun entlarvte Inkarnation des Bösen, den feinen Herrn: Vom Beil getroffen, sinkt der feine Herr hernieder. Es wird totenstill. Was der feine Herr ob dieser direkten Anfeindung machen wird,

fragen sich die Umstehenden. Der feine Herr fragt sich das nicht mehr. Das Letzte, was ihm durch den Kopf gegangen ist, war besagtes Wurfbeil gewesen. Nun liegt er in seinem Blut und haucht sein Leben aus. Sein Lebensende ist der Anfang für die nun folgende gelebte Wirtshausrevolution: Nachdem der Adel nun aus dem Wirtshaus ausgeschieden worden ist, gilt es untereinander reinen Tisch zu machen. Der Schlosser springt auf einen Stuhl und erhebt als erster Anklage:

„Der Müller schuldet mir noch drei Pfennig, bringt ihn her zu mir“

„Ach wo, dein Geld kannst du dir beim Schneider holen!“ trotz ihm der Angeklagte.

Ein hitziges Wortgefecht entbrennt. Die Zuhörerschaft ergeht sich nun in ausufernden Anschuldigungen gegeneinander. Sie machen jahrelang gehegten Grollen Luft und pochen auf längst verwirkte Rechte zweifelhaften Ursprungs. Es dauert nichts, und der erste Bierkrug segelt über die Köpfe hinweg. Leidtragender ist der Schmied, der dem Affront jedoch mit einigen Faustschlägen zu begegnen weiß. Der geworfene Humpen war erst der Auftakt gewesen; Stuhlbeine, Lammkeulen und Suppenlöffel – alles verkommt zum improvisierten Streitwerkzeug. Der Gerber stürzt sich auf den Tischler, der Kürschner knöpft sich den Zimmermann vor, der Schmied fällt im Gerangel mit dem Pferdeknecht zu Boden, der Wirt zankt sich mit dem Schlosser, die Hure malträtiert den Seiler und der Kammacher macht sich den Knopfmacher mit der Suppenkelle gefügig; ein heilloses Durcheinander greift um sich.

Der einzige, der Ruhe bewahrt, ist der Barde. In aller Seelenruhe packt er seine Laute ein; sein Arbeitstag ist zu Ende. Es wird Zeit für ihn, weiter zu ziehen. Er bahnt sich seinen Weg durch die keifende, schlägernde und gewalttätige Menge. Vom edlen Revolutionsgedanken scheint nicht mehr viel übrig geblieben zu sein. So unauffällig wie er hereingekommen war, huscht der Barde nun durch die Türe wieder nach draußen. Mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck stapft er in die wabernden Nebelschwaden hinein, die ihn bald verschluckt haben. Alles scheint beim Alten zu sein und ist es doch nicht.